

F 4.2

Vilsbiburg, 1. Juni 2019, 10:00 Uhr, Heimatmuseum

Dr. Martin Ortmeier

Das eigene Wasser

von Martin Ortmeier

[Bild 1: Knabe an der Brunnenpumpe]

Erinnern Sie sich, meine sehr geehrten Damen und Herren, wenn wir erhitzt von der Schule oder vom Spielen nach Hause kamen? Dann sind wir in der Küche zum Rand des Spülbeckens hochgesprungen und haben den Kopf schräg unter den Wasserhahn gehalten und haben getrunken bis uns der Atem fehlte – und es war so selbstverständlich, dass da Trinkwasser aus dem Hahn kam.

Vom Entstehen dieses Selbstverständlichen hier in Vilsbiburg handelt – so nehme ich an – diese Ausstellung in Ihrem Heimatmuseum.

Sie nennen Ihr Stadtmuseum noch immer, jedem Trend zu klingenden Namen zum Trotz, Heimatmuseum. Und Sie spielen unbeirrt den Trumpf aus, den Sie in der Hand haben: Sie behandeln die Themen, die zu Ihrem Leben hier einmal gehört haben und die bis heute fortwirken.

Wir können in unseren Kommunen und Museen eine hängefertige Ausstellung von Lithographien Salvadore Dalís und Pablo Picassos, eine bunte Schau alter Schallplattenhüllen, eine Gala von Luxus-Oldtimern für wenige Tausend Euro zu uns holen. Manche Landstädte und Landkreise tun das. Aber wozu?

Wir haben doch ganz andere Schätze in unseren Depots und Schränken: Sachen und Zeitzeugnisse, die mit unserem Leben und unserer Welt zu tun haben. Dorthin sind sie allerdings nicht von selbst gekommen, sondern weil da mit Geduld und Ausdauer Menschen kommuniziert, gesammelt, geforscht und geordnet haben.

[Bild 2: Wiesenspaten für Wasserbau]

Ich weiß nicht, welche Bild- und Textquellen und Dinge Sie für Ihre Ausstellung „Vilsbiburg und das Wasser“ aus Ihren Archiven und Sammlungen gehoben haben und was Sie neu bei den Bürgern dieser Stadt gefunden, erbeten und gekriegt haben. Ich bin neugierig und freue mich auf den Rundgang nach dieser Eröffnung.

[Bild 3: Waschfloß VIB 1919]

Zwei Photographien aus Ihren Beständen zum Thema Wasser kenne ich allerdings: Sie zeigen das Waschfloß an der Vils, das der Markt am Pfarrbrückenweg für die Bürger zum Schwemmen der Wäsche vorgehalten und immer wieder instandgesetzt hat.

Im Jahr 1919 sehen wir vor allem Passanten, es war ja nicht alltäglich, dass ein Photograph unterwegs war. Aber eine Frau schwemmt tatsächlich in der Vils Wäsche.

[Bild 4: Waschfloß VIB 1940]

Im Jahr 1940 hat die Vilsbiburger Berufsphotographin Ida Bergmann auf dem Waschfloß eine Szene für den Illustriertenmarkt abgelichtet: Gut erkennbar sind die Brüstung und der abgenutzte Waschtisch. Es verwundert, dass der Boden überschwemmt ist, offenbar ist das

Floß in den Kriegsjahren nicht rechtzeitig instand gesetzt worden – oder es wurde nur noch von den ganz armen Leuten genutzt, die keine eigene Waschküche nutzen konnten oder auch gezwungen waren Geld für Wasser zu sparen.

Ich habe diese Bilder bei Ihrer Kustodin erbeten, weil ich für eine aktuelle Ausstellung, die sich mit der „Hygiene auf dem Land“ beschäftigt, über das Wäschewaschen einen Beitrag erbringen musste.

Sie schmunzeln und denken sich, was hat denn der eine Ahnung vom Wäschewaschen! Ich wusste tatsächlich nicht besonders viel, aber ich hatte Erinnerungen, die ich heben konnte: Meine Großmutter hat Lohnwäscherei für Passauer Bürgerhäuser betrieben.

[Bild 5: Waschküche Rosina Bachmeier, um 1938]

Die in den Hang gebaute Waschküche nutzte meine Großmutter jede Woche zwei, drei Tage. Auf dem hangseitig zugänglichen Flachdach waren einige Beete angelegt. In der Waschküche hatte sie fließend Kaltwasser aus einer eigenen Quelle.

[Bild 6: Waschküche Flintsbach, um 1940]

Wenn ich die Augen schließe, sehe ich noch jedes Ding, jedes Gerät in der kleinen betonierten Waschküche an seinem Platz stehen: den Kessel, die Zinkblechwanne und die zwei Holzwannen auf ihren Böcken, den grau gelaugten Waschtisch am Fenster, die Holzroste am Boden, die Bürsten auf der Fensterbank, Wäscheglocke und Wäschezange, das große und das kleine Waschbrett.

Dann habe ich mich eingearbeitet in das Thema. Das ist ja der Alltag im Museum, dass wir immer wieder neu beginnen mit einem neuen Thema. Vor einigen Jahren war es im Freilichtmuseum Massing die Seilerei, für die wir von der Vilsbiburger Familie Sachenbacher wertvolles Gerät bekommen haben, vermittelt – Sie wissen es, meine sehr geehrten Damen und Herren – vom Heimatmuseum Vilsbiburg.

Dann haben wir aus Winzer an der Donau von der Korbwarenfabrik Mosler die Körbe aus dem Nachlass des verunglückten Unternehmerehepaars übernommen und für unsere Sammlung bearbeitet. Ein andermal sind es lokale und regionale Schicksale der Jahre 1933 bis 1945, die wir erschließen. Dann erhalten wir als Spende einen Posten religiöser Wachseingerichte und müssen uns in deren Geschichte, Ikonographie und Technologie einarbeiten.

Nein, ich klage nicht! Vielmehr will ich Ihnen vermitteln, wie faszinierend es sein kann, in einem Museum mitzuwirken, mit Gleichgesinnten zu sammeln, zu pflegen und die Dingzeugnisse der Vergangenheit für ein interessiertes Publikum in Ausstellungen und Publikationen zu erschließen.

[Bild 7: Waschkessel Domina]

Nur ein Beispiel aus der Sammlung des Freilichtmuseums Massing zum Thema Waschtechnik: Ein Waschkessel für Holzheizung mit dem Markennamen *Domina*, der bereits mit einem elektrisch getriebenen Rührwerk ausgestattet ist.

Aber ich will zu meinem Thema kommen: *Das eigene Wasser*. Und ich will mich der bäuerlichen Welt widmen, denn die städtische Sicht bietet Ihnen die Ausstellung, die meine Kollegin Janßen heute für Sie öffnet.

[Bild 8: Carnia]

Diese Lichtbildpostkarte von Umberto Antonelli aus den 1920er Jahren zeigt in einem Dorf in der Carnia eine junge Frau in Werktagstracht, die mit Eimern am Gemeindebrunnen Wasser holt. Die Eimer sind in eine Eimerwaage, ein hölzernes Tragjoch eingehängt. Natürlich ist die Szene gestellt, das tief stehende Sonnenlicht verschwimmt Ideologie und Wirklichkeit. Wie mühsam es war, jeden Tag bei jedem Wetter mehrmals die schwere Last vom Dorfplatz zum Haus zu tragen, das zeigt dieses Lichtbild natürlich nicht.

Die Frage ist: Wozu war und wozu ist Wasser am Bauernhof nötig? Als Getränk für die Menschen, die dort leben, muss Trinkwasser täglich verfügbar sein, zum Kochen ist es ebenso unentbehrlich. Wasser ist zudem für die Körperhygiene, zum Wäschewaschen und zum Reinigen von Wohnung, Ess- und Kochgeschirr und Vorratsgefäßen nötig.

Große Mengen an Wasser, das vergessen die Stadtbürger leicht, müssen zum Tränken des Viehs beschafft werden. Solange das Vieh auf den Weiden gehalten wurde, konnte es zur natürlichen Tränke geführt werden. Für eine ganzjährig aufgestallte Kuh mussten jedoch täglich etwa 60 l sauberes Wasser in den Stall geschafft werden. Eine Leistungsmilchkuh zu aktueller Zeit muss täglich mit 120 l Trinkwasser versorgt werden.

[Bild 9: Ipthausen (UF), um 1900]

Dieser Bauer im unterfränkischen Ipthausen hat neben seinem Schöpfbrunnen einen Tränkebarren aufgestellt, in welchen er dem Vieh, wenn er es von der Weide heimgeführt hat, mit dem Schöpfeimer Wasser schüttete.

Die Einführung der ganzjährigen Stallhaltung um 1800 ist deshalb nicht allein mit einer geregelten Dungwirtschaft verbunden, sondern auch mit einer intensiven Nachbesserung der Wasserversorgung am Bauernhof. Auch für die geringen Viehbestände eines Kleinbauernanwesens konnte das nötige Trinkwasser nur mühsam in Fassschubkarren oder Tragbehältnissen am gemeinschaftlichen Brunnen im Dorf oder bei einem Bauern, der eigenes Wasser hatte, geholt werden.

Wasser musste auch für die Äcker und Gärten herangeschafft werden. Wurden auch Wiesen bewässert? Ich komme darauf noch zurück.

Es mögen sich althergebrachte Gewohnheiten, Rechtsgegebenheiten und Neigungen offenbaren, wenn man im Fränkischen allgemein die Sorge um einen gemeinschaftlichen Dorfbrunnen und Waschplatz bemerkt, in den altbayerischen Regionen aber den unbedingten Willen, beim Haus sein eigenes Wasser zu haben.

[Bild 10: Pumpbrunnen in Train]

Im Dorf Train in der Hallertau zeigen Lichtbilder bei jedem einzelnen Anwesen einen Pumpbrunnen. Die Dorflinde in der Mitte der Siedlung, nahe bei der Kirche und dem Friedhof, wo man einen gemeinschaftlichen Dorfbrunnen erwarten würde, beschattet hier nur eine Bank.

Der eigene Brunnen konnte in den zumeist engen Hofanlagen im Dorf, aber auch in den Weilern und Einödlagen, wo man den Schöpf- oder Pumpbrunnen nahe am Haus, also am Bedarfsort haben wollte, nur wenig Abstand zu den Versitz- und Jauchegruben und dem Misthaufen halten. Mit Keimen belastetes Trinkwasser war deshalb eines der großen Hygieneprobleme am Bauernhof.

Wer konnte, der hat sich, nachdem im neunzehnten Jahrhundert das Problem erkannt und auch kommuniziert worden war, einen neuen, tieferen Brunnen graben lassen, oder er hat

sich auf eigener Flur eine Quelle erschlossen, in einem Becken gefasst und über hölzerne Röhren in den Hof geleitet.

[Bild11: Neustift bei Rassreut im Bayerischen Wald]

Das steinerne Becken auf der Gred dieses Bauernhofs in Neustift nahe Hauzenberg war lange Zeit die einzige Wasserstelle im Hof, die Steinbank daneben diente zum Abstellen von Gefäßen und als Wachtisch. 1991, als dieses Photo gemacht wurde, diente der Grand als Kühlbecken für die Milchkannen.

[Bild12: Fließwasser an einem Grand in einem Bauernhof bei Röhrnbach im Bayerischen Wald]

Dieser Hof bei Röhrnbach im Unteren Bayerischen Wald, besaß lange Zeit einen Schöpfbrunnen mitten im Hof. Der Wassergrand, der inschriftlich auf 1864 datiert ist, wurde aufgestellt, als der Bauer aus einem eigenen Waldstück Quellwasser in den Hof geleitet hat. Die Wasserleitung versorgte nicht allein dieses Wasserbecken auf der Gred, aus dem für die Tränke des Viehs geschöpft wurde, sondern auch eine heizbare Blechwanne in einer kleinen Wasserkuchl neben der Fletz des Wohnhauses.

Kommunale Wasserversorgung beschränkte sich lange Zeit auf den Dorfbrunnen, erst im zwanzigsten Jahrhundert wurden Wasserleitungsnetze zu den einzelnen Anwesen hergestellt.

Die einschichtigen Vollbauernhöfe im Rott- und Vilstal (südliches Niederbayern) stehen zumeist auf Anhöhen. Deren Wasserversorgung war vielfach nicht über Quellen zu leisten. Deshalb wurden stets unmittelbar beim Hof Brunnen gegraben.

Aufgabe des Brunnenbauers war das Auffinden einer geeigneten Abteufstelle, das Ergraben des Wassers, das Zimmern und Einbringen der Brunnstube in die Brunnensole, das Aufmauern des Schachtes und die Herstellung der Leitungen und der Pumpe.

[Bild 13: Brunnenbau im Freilichtmuseum Massing 1984; Brunnenbauer Xaver Plinninger aus Neumarkt-St. Veit]

Wir haben einen solchen Brunnenbau 1984 im Freilichtmuseum Massing dokumentiert. Am gewählten Platz stellt der Brunnenbauer eine Dreibeinwinde auf. Die Windenwelle wird vom Helfer über eine Handkurbel betrieben. Abgeteuft wird von Hand. Dazu nutzen Helfer und Brunnenbauer Spitzhaue, Spaten und Schaufel. Diese Werkzeuge sind mit kurzen Stielen versehen, die ein Arbeiten im engen Schacht erlauben.

[Bild14: Brunnenbau: Aufmauern des Schachtes]

Das Förderseil dient als Senklot. Zum Sichern des Schachtes gegen Einsturz werden die Wände im Zuge des Ausschachtens mit Brettern belegt und mit stählernen Reifen ausgesteift. Der Aushub wird mittels eines Eimers gefördert. Diesen Eimer nutzt der Brunnenbauer auch zum Einfahren in den Schacht und ebenso zum Ausfahren. Es ist für den Laien ein Erlebnis, mit einem Bein im Eimer stehend und sich am Förderseil festhaltend in die Tiefe hinabgelassen zu werden. Am Grund des Brunnens ist das Schachtmaul nur noch als ein kleiner weißer Fleck zu sehen.

In die Quellschicht wird die aus hölzernen Bohlen gefügte Brunnstube eingesetzt. Damit sie nicht verfault, muss sie so weit in die wasserführende Schicht eingetrieben werden, dass sie immer mit Wasser überdeckt ist. Auf der Krone der Brunnstube – Sie müssen sich diese als ein Fass ohne Boden und Deckel vorstellen – mauert der Brunnenbauer die Schachtwand

Schicht für Schicht mit halbierten Ziegeln mörtellos auf. Nur die Ziegel der obersten Reihen werden in Mörtel gesetzt.

[Bild 15a: Brunnenbau: Röhren]

Die Röhren für die Förderleitung im Brunnen, in die auch der Kolben des Pumpwerks eingesetzt ist, werden aus Nadelholz, bevorzugt Föhre hergestellt. Der Kern des Stamms wird mit langen Neigern (Röhrenbohrern) ausgebohrt, die Rinde wird abgeschlagen. Die jeweils zirka 4 m langen Rohre werden ineinandergesteckt, die – von der Brunnensohle aus gezählt – zweite Röhre wird am unteren Ende aufgebohrt und mit einer Messinghülse ausgekleidet, in welcher der Kolben sich hebt und senkt.

[Bild 15b: Schnitt gemauerter Brunnen unter einem Pumpwerk/Windturbine]

Die Technik des Pumpwerks mit hölzernen Steigrohren, einem Kolben aus Holz, Messing und Leder, einem hölzernen Pumpgestänge und der stählernen Turbine sei hier nicht erläutert. Nur so viel: die unterste Röhre steht auf der Brunnensohle, der Fuß dieser Röhre ist gelocht, sodass Wasser einströmen kann. Der Kolben ist in die zweite Röhre eingebaut. Einige Meter wird das Trinkwasser also gesaugt, den größeren Teil der Höhe wird es gedrückt.

Zumeist wurde direkt in ein Becken oder einen Eimer gepumpt, zu den Windturbinen war meist ein Reservoir gebaut, aus dem Wohnhaus, Stall und Hof kontinuierlich mit fließendem Wasser versorgt werden konnten.

[Bild 16: Brunnen in Sternberg im Grabfeld]

Standard war aber teils bis ins 20. Jahrhundert das Schöpfen mit Eimern. Diese Photographie aus einem fränkischen Dorf zeigt einen solchen Brunnen. An der Länge der Kette lässt sich abschätzen, wie tief der Brunnen war und wie langwierig es war, damit Wasser in der Menge zu fördern, die ein Bauernhof tagtäglich brauchte.

[Bild 17: Standner abgedeckt]

An die Wasserstandner will ich noch erinnern, wie sie sich, weil sie dort aus Stein hergestellt wurden, im Raum Hauzenberg im Unteren Bayerischen Wald in einigen Exemplaren erhalten haben. Das Erschließen von Quellen – und deren Pflege – ist aufwändig und teuer, der Quellort und der Leitungsweg sind im altbayerischen Raum zumeist nicht in gemeinschaftlichem Eigentum. Wenn nun, aus welchen Gründen auch immer, ein Bauer an einen Nachbarn Trinkwasser abgeben musste, dann war das in der anteiligen Menge und im Rang genau festgelegt.

[Bild 18: Standner aufgedeckt]

Ein Standner leistet diese Verteilung in ganz einfacher Weise: Die Wasserleitung wird von unten in einen steinernen (ehedem wohl vielfach auch hölzernen) Pfeiler eingeleitet. Im Standner steigt die Wassersäule hoch und fließt dort in Rinnen über. Die verschiedenen Breiten der Rinnen regulieren die Wassermenge, die vom Überfluss den Anteilern zufließt. Dies mag unsozial erscheinen, hat aber seinen guten Grund in der jeweiligen Wirtschaftsgröße der Anteiler. Große Höfe haben mehr Menschen mit Trinkwasser zu versorgen und sie haben einen größeren Viehbestand.

In trockenen Sommern und bei tiefem Winterfrost verringert sich die Schüttung einer Quelle. Deshalb liegt die Rinne des vorrangigen Nutzers tiefer. Er wird dann mit dem geringeren Fluss noch versorgt, während der Zufluss des nachrangigen trockenfällt.

[Bild 19: Schöpfrad an der Regnitz]

Ich habe die Frage aufgeworfen, ob bei uns auch Wiesen bewässert wurden. Wiesen sind für ihren Wuchs auf ausreichend Feuchte angewiesen. Während Äcker mit geeignetem Saatgut auch in niederschlagsarmen Regionen Ertrag bringen, gedeihen Wiesen nur, wo durch Regen genug und regelmäßig Wasser zur Verfügung steht.

In kleinräumigen Landstrichen sind Trockeninseln anzutreffen, die an die Grünlandwirtschaft besondere Ansprüche stellen. In den deutschen Mittelgebirgen sind gewöhnlich die östlich eines Gebirgszugs gelegenen Täler mit geringeren Niederschlägen versorgt.

Es gibt auch größere Regionen, die zu wenig Niederschläge haben. Das Regnitztal nördlich von Fürth ist ein solches Gebiet. Der Steigerwald im Westen fängt die Regenwolken ab und lässt dieses flache Flusstal viele Wochen im Sommer unter Regenmangel leiden. Die Regnitz, die aus dem Steigerwald kommt, führt aber reichlich Wasser, deshalb hat man dort mithilfe einer engen Staffelung von Schöpfrädern die Uferwiesen großflächig berieselt. Diese Schöpfräder, von denen eine kleine Zahl von einem Verein erhalten wird, werden ohne weitere Energiezufuhr allein vom Vortrieb des Flusses in Lauf gehalten.

[Bild 20: Wührgraben]

Der Bayerische Wald hat mit 1200 bis 1500 mm jährlichem Niederschlag insbesondere südwestlich vom Hauptkamm reichlich Regen. Warum wurden dort dennoch mit großem Aufwand im 19. Jahrhundert Wässerungsgräben angelegt?

Wer Rinder halten will, braucht Wiesen. Manche Grünflächen werden beweidet. Von vielen Flurstücken aber erntet der Bauer mehrmals im Jahr frisches Gras für die Sommerfütterung des im Stall gehaltenen Viehs. Von anderen Wiesen gewinnt er für die Winterfütterung Heu. Die ganzjährigen Stallhaltung ab 1800 und begleitend die geregelte Düngewirtschaft halfen die Erträge von den Wiesen zu steigern.

Aber nicht alle Flächen sind zu Dauergrünland geeignet.

Die wachsende Bevölkerung des 19. Jahrhunderts brauchte zusätzliche Flächen, auf denen Nahrungsmittel erwirtschaftet wurden. Aber die Kolonisierung im eigenen Land hat enge Grenzen. Deshalb waren die Bauern immer bestrebt, den Ertrag von den vorhandenen Flächen zu steigern.

[Bild 21: Patzig]

Natürlich gehen wir an die schriftlichen Quellen, wenn wir einen historischen Sachverhalt verstehen wollen: Die Publikation „Der praktische Rieselwirth“, eine „Anleitung, durch Bewässerung natürliche Wiesen in ihrem Ertrage zu erhöhen und unfruchtbare Ländereien in fruchtbare Wiesen umzuwandeln“ aus dem Jahr 1846 ist mir eine solche wertvolle Quelle gewesen.

[Bild 22: Langreut bei Bischofsreut im Bayerischen Wald]

Im Bayerischen Wald kommt erschwerend hinzu, dass die Böden durchlässig sind, so dass bereits nach wenigen Sonnentagen die Wiesen unter Trockenheit leiden. Die anliegenden Fließgewässer führen jedoch durchwegs ausreichend Wasser, das ortsnah zur Bewässerung genutzt werden kann.

Die Bewässerung von Grünland diente nicht allein der Wasserzufuhr. Die düngende Wirkung des zugeleiteten Wassers war mit angestrebt. Viele Bewässerungsgräben sind aus Waldflächen ausgeleitet, auf diese Weise wurden von dort Nährstoffe herangeführt.

Bewässerung war stets arbeitsintensiv: Das Einrichten der Gräben und Wehre, deren Pflege und Unterhalt, die gerechte Verteilung des verfügbaren Wassers auf mehrere Nutzer und die Aufsicht und die Regulierung der Ausleitung kosteten Zeit.

Das Wässern durfte auch nicht ohne Umsicht und Sachverstand geschehen. Wenn zu ausdauernd gewässert wurde, kam es auf durchlässigen Böden zur Ausschwemmung und Magerung der Böden, schwach drainierende Böden neigen zur Versauerung. Neben der Zuleitung des Wassers war deshalb auch die Ableitung der nicht vom Boden aufgenommenen Mengen wichtig.

[Bild 23: Theresienreut]

Wie aufwändig die Berieselung war und wie prägend sie in das Landschaftsbild eingegriffen hat, illustriere ich abschließend mit einem Bild aus den 1950er Jahren. Es zeigt Theresienreut im Bayerischen Wald nahe an der böhmischen Grenze. Am Waldrand verlief der Zuleitungsgraben, der aus dem Staatsforst gespeist war, von dort zweigten die Verteilungsgräben ab und von diesen hangparallel die Berieselungsgräben.

Das eigene Wasser, ich konnte es hier nur an eine paar Beispielen aufzeigen, war lange Zeit Notwendigkeit, aber immer auch Ideologie der Besitzenden. Wir können das bis heute beobachten, wo vielfach ungeahndet Grundwasser für Eigeninteressen entnommen wird.

Wir müssen uns deshalb immer wieder in Erinnerung rufen, dass das, was in unseren Häusern aus den Leitungen fließt, nicht das Wasser von irgendjemandem ist, sondern unser eigenes Wasser. Und es ist gut, dass es bisher gelungen ist, dieses Eigentum vor einer Liberalisierung und uns damit vor einer Enteignung zu bewahren.

Die historische Ausstellung, die Sie heute eröffnen, trägt dazu bei, dass wir uns dieses hohen Wertes bewusst werden und bleiben.